

Andreas Weber

VEITELS TRAUM

Roman

*He was looking up at the dusty window
with a sort of ecstatic fixity of expression,
like a hunky immigrant catching his first
sight of the Statue of Liberty*

Raymond Chandler

I - Famous first WORDS

Der Dichter Joachim Veitel fuhr einmal im Monat in die Nachbarstadt. Was er am Ziel der zehnminütigen Fahrt tat, hatte mit seiner Ehe nichts zu tun. Im Gegenteil. Joachim liebte seine Frau Maria und ihre gemeinsamen Söhne Tobias und Horst. Er konnte sich nicht einmal vorstellen, mit der Frau aus der Nachbarstadt zusammenzuleben. So wie er sich nicht vorstellen konnte, vom Schreiben seiner Gedichte leben zu wollen. Ein solches Leben hätte einen Zwang enthalten, der nach Veitels Ansicht das Gedichteschreiben behindert und zuletzt wohl unterdrückt hätte.

Zwischen Joachim und dieser Frau war von Anfang an alles klar: Große Gefühle, doch von Scheidung war nie die Rede. Sie trafen einander selten im Freien oder außerhalb des Hauses, in dem die Frau mit ihrem Mann lebte, und er war jedes Mal überrascht von dem, was geschah, auch wenn er wußte, was geschehen würde, nachdem er einmal im Monat bei ihr eintrat und sie die Haustür hinter ihm versperrte. Manchmal, wenn sie mit ihren Vorbereitungen auf seinen Besuch nicht fertig geworden war, begrüßte sie ihn frisch geduscht und trug dabei nur ihren schwarz glänzenden Kimono - obwohl ausgemacht war über die Filme von Francois Truffaut oder endlich einmal über die Gedichte Rainer Maria Rilkes zu sprechen, drehte sie den Schlüssel im Haustor und sein Herz begann schneller zu schlagen. Auf dem Weg ins Schlafzimmer trat sie in ihr Büro und rief unter irgendeinem Vorwand ihren Mann und die Kinder an, um sicher zu sein. Die Spannung zwischen ihm und der Frau löste sich erst in ihren Umarmungen und dem, was danach kam. Das hatte mit dem Rest seines Lebens so wenig zu tun, daß Joachim alles vergaß, wenn er dieses Haus in der Nachbarstadt betrat. Sogar sein Sohn Tobias existierte in dieser Zeit nicht. Der Vater stand oft an den Rändern der Spielfelder, auf denen sein Sohn Handball spielte, wobei er sich ausmalte, wie sich der sportliche Erfolg in dessen Leben auswirken würde.

Joachim und die Frau lachten viel, wenn sie miteinander nackt im Bett lagen - auch darüber, daß sie in sieben Monaten Großmutter sein würde. Sie redeten oft über ihren Alltag, erzählten einander von den Kindern und Freunden der Familien, ihren zur Feier des 58sten Geburtstages ihres Mannes gekochten Spezialitäten, der Party zum 40iger

seiner Frau und oft taten sie ein zweites Mal, wozu er gekommen war. Auf dem Heimweg lächelte er bei der Vorstellung, wie sie aus diesem Bett stieg, sich anzog und aus dem Schlafzimmer hinüber in die Küche an den Herd ging, um ihrem Mann das Abendessen zu machen - der ihren Händen und ihren Lippen nicht ansehen würde, was sie noch vor zwei Stunden angegriffen und im Mund gehabt hatte. Joachim fragte nicht mehr nach ihm. Längst sagten sie „Du“ zu einander, nachdem er ihn dazu eingeladen hatte: Ich bin der Horst. Daß sein jüngerer Sohn auch Horst heiße, hatte er damals gesagt und ihm die Hand geschüttelt. Ihr Ehemann fand das „irgendwie witzig“.

Danach fühlte Joachim sich eine Zeitlang im Unrecht.

Aber er brachte es nicht über sich, die Frau von Horst zurückzuweisen, denn Maria griff ihn im Bett nicht an. Daß er wegen ihres Mannes mit dem Vornamen seines zweiten Sohnes Skrupel hatte, erschien ihm zuletzt überspannt. Alle Gedanken über Maria waren in Joachims Kopf so klar und deutlich, als hätte sie eine fremde Hand auf ein Blatt Papier geschrieben und ihm zum Lesen vorgelegt.

*

Die Frau in der Nachbarstadt hieß Natalie.

Auch sie schrieb Verse, aus, wie sie sagte, „lyrischer Überzeugung“. Dabei hätte ihr Leben Stoff für Romane geboten. Sie kam aus Paris, war die Tochter eines Industriellen, Studentin der Germanistik und spielte ab Mitte der 1960er Jahre auf den Kellerbühnen der Metropole Theater. Im Haus ihres Vaters begrüßte man als Gäste zu besonderen Anlässen General de Gaulle, aber auch Gilbert Becaud; daß sie den Sänger zu dessen Welthit *Natalie* inspiriert hatte, daß er eigentlich über sie sang, ließ sie viele Jahre später mit etwas wie verschämter Selbstironie bei besonderen Anlässen im Haus ihres Mannes in die Unterhaltungen nach Tisch als Anekdote einfließen, wobei alle Gäste bemerkten, daß es ihr einiges bedeutete von Becaud besungen worden zu sein. Auch daß sie als eines der größten Schauspieltalente ihres Landes galt, ließ sie nicht unerwähnt. Mit neunzehn Jahren spielte sie eine der drei kleinsten Rollen in einem Film von Truffaut. Sie lebte dann in Amsterdam, wohin sie wegen eines nicht realisierten Filmprojekts gezogen war, und arbeitete für diverse Verlage, bis sie dort ihren Mann kennenlernte, einen Arzt, Teilnehmer eines Mediziner-

Kongresses, der Natalie in Joachims Nachbarstadt mitnahm. Mit dreiunddreißig Jahren hatte sie drei Kinder, fünfzehn Jahre später füllte sie ihr Dasein als Hausfrau und Mutter längst nicht mehr aus. Die Kinder lebten auswärts, um Haushalt und Garten kümmerte sich das Personal. Sie liebte ihren Mann nach wie vor, auch wenn das Ehepaar längst in getrennten Schlafzimmern schlief. Horst schnarchte zu laut, was sie früher nicht gestört hatte.

An einem regnerischen Tag im Mai, fast auf den Tag drei Jahre nachdem sie einander das erste Mal gesehen hatten, drückte Natalie sich unter der Decke in ihrem Schlafzimmer an Joachim, der sich auf ihr bewegte.

Und er blieb in ihr.

Ihre nach innen gedrehten Füße auf seinen Schultern, ihre Sohlen in seinem Gesicht, blieb Joachim in ihr. Sie dachte, daß er endlich den *Test* gemacht hatte, heimlich, um sie damit zu überraschen, daß es ihm nun erlaubt war, in ihr zu bleiben, ohne sie der Gefahr einer Erkrankung auszusetzen.

Schön, dachte Natalie.

Bis sie spürte, daß Joachims Herz nicht mehr schlug.

Er atmete nicht. Natalie schrie nicht.

Sie preßte mit geschlossenen Augen ihre Lippen zusammen.

Ihr Herz raste.

Sie lag unter dem nackten Toten und zwang sich zum langsamen Atmen.

Sie preßte dabei Joachims Körper an sich.

Und wurde ruhig.

Dann wand sie sich unter ihm hervor, wobei er neben ihr auf die Matratze sank.

Sie richtete sich auf. Er lag auf dem Rücken vor ihr und starrte sie an. Sie saß nackt auf der Kante ihres Bettes. Keine Tränen, keine Verzweiflung.

Der Mann in ihrem Bett mußte weg. Natalie stand auf und zog sich an. Sie sammelte die im Schlafzimmer verstreuten Kleider des Mannes und mühte sie auf seinen toten Körper. Dann saß sie auf dem Stuhl neben dem Bett und sah auf Joachim, der angezogen in ihrem Bett lag.

Sie hatte keine Ideen.

Irgendwann stand sie auf und fuhr mit ihrem Wagen in den Hof ihres Hauses. Sie setzte Joachim auf den Rücksitz ihres Autos. Dort schlief er, während sie im Haus saß und wartete. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Sie drehte das Licht nicht auf. Sie wußte, wohin sie mit dem Mann auf dem Rücksitz fahren würde und startete ihren Wagen. Joachims Lieblingsplatz war die Bank neben dem Marien-Bildstock unter der Linde auf einer Anhöhe außerhalb seines Heimatortes. Dort war er oft gesessen, lesend, Verse schreibend, nachdenkend. Als sie in einer Sommernacht das erste Mal gemeinsam dort waren, hatte sie ihn gefragt: Hier? Ja.

Zwei Jahre später, in einer kühlen Mainacht, hielt Natalie ihren Wagen im Mondschaten der mächtigen Linde. Sie schleppte Joachim zur Bank und setzte sich neben ihn. Er sank zur Seite. Sein Kopf lag auf ihrer Schulter, als ruhte er sich aus. Sie fröstelte und befreite sich von seinem Gewicht. Bevor sie ging, blickt sie in sein Gesicht. Ihr war, als lächelte er. Dieser Eindruck machte es ihr leichter, sich von ihm zu verabschieden. Sie stieg in ihren Wagen. Bevor sie auf der Forststraße im Wald verschwand, sah sie zurück, hinauf zur Bank, auf der er bleich im Mondlicht saß - und gerade zur Seite sank, als legte er sich hin, um ein wenig zu schlafen.

Horst saß im Wohnzimmer, las in einem Buch und sagte zu seiner Frau beim Eintreten statt eines Grußes, Schopenhauer sei spannender als alle ihre Romane zusammen.

Natalie stand in der Tür und starrte ihn an. Sie erinnerte sich später an die kleinen Lachen, die um ihre Stiefel waren. Horst war vier Tage zu früh von einem Ärztekongreß in Deutschland zurück. Sie machte Abendessen, das sie schweigend mit ihrem Mann in der Küche verzehrte. Später saß das Ehepaar wieder im Wohnzimmer und irgendwann sagte Horst, daß ihr Freund die Klobrille aufgestellt und vergessen hätte sie wieder herunter zu klappen, eine männliche Gedankenlosigkeit, für die ihn eine Feministin gerügt hätte, meinte er nachsichtig lächelnd.

Sie sah ihn an und legte ihre Zeitung auf die Oberschenkel. In ihr Erschrecken hinein, gestand er ihr, von Joachim schon lange zu wissen; er freute sich für sie, man hätte einander nichts vorzuwerfen und fügte hinzu, daß er in Joachims Alter nie auf die Idee gekommen wäre eine Frau, die fast seine Mutter sein könnte, so anzusehen. Horst

konnte es sich nicht verkneifen anzumerken, daß Joachim offenbar die Fettpolster seiner Frau nicht störten, zu ihrem Glück gäbe es auch solche Männer.

Sie stand auf, machte sich Kaffee, ging wortlos in ihr Schlafzimmer und legte sich in das Bett, in dem sie mit Joachim so viele Male gelegen war.

Am nächsten Tag fuhr Natalie zur Bank, auf die sie Joachim in der Nacht davor gesetzt hatte. Sie kam gegen Mittag an.

Die Bank war leer.

Natalie ging vorbei. Hätte sie jemand beobachtet, wäre sie eine bleibende Erinnerung geworden: Eine Frau, die verstohlen auf diese Bank schielend, mit verdrehtem Kopf mehrere Male aus entgegengesetzten Richtungen an ihr vorbeiging.

Natalie fuhr täglich zu dieser Bank. Sie stand vor ihr, betrachtete deren grün gestrichene Holzplanken, trat hinter sie und sah auf die leere Sitzfläche mit Blick auf die Stadt und den Fluß am Fuß des Anstiegs. Als wäre er gerade weggegangen, dachte sie. Und setzte sich genau dorthin, wo er gesessen war.

Sie wartete auf die Entdeckung Joachims und las täglich jede Zeitung, die sie zu Gesicht bekam, um ihn nicht zu übersehen. Am Samstag, fünf Tage nach seinem Ende, saß sie mit Horst im Wohnzimmer. Er las Schopenhauer, sie Zeitungen.

Bis sie schrie.

Beim Blick in die Zeitung auf ihren Oberschenkeln.

Ihr Mann erschrak. Er wollte sich längst dafür entschuldigen, wie er über sie und Joachim gesprochen hatte.

Natalie rannte in ihr Büro und versperrte die Tür.

Sie saß vor ihrem Schreibtisch, auf dem die Zeitung lag.

Joachim blickte sie an.

Tot.

Die Lider der Augen geschlossen. Das Gesicht hatte dennoch nichts Friedliches. Ein schwarzes Loch war in Joachims Stirn. Etwa drei Zentimeter über der Nasenwurzel.

Das Loch starrte sie an.

Natalie saß am Schreibtisch. Stunden vergingen. Als es dunkel war, drehte sie die Schreibtischlampe auf. Erst jetzt las sie den Bericht im Chronikteil dieser Tageszeitung. Und einen Moment lang war ihr, als

lese sie eine *Geschichte* über das mysteriöse Ende eines Polizisten
namnes Joachim Veitel, der von seiner Frau als vermißt gemeldet und
gestern auf dem Parkplatz des einzigen Nachtclubs seiner Heimatstadt
tot gefunden worden war.

In Uniform.

Mit einer Pistole erschossen.

II - Morgenstunde

Mein Vater wollte keinen Fernseher.

Seiner Meinung nach machte die „Television“ Familienleben unmöglich, jeder vernünftig denkende Mensch mußte sich der Frage stellen: Familie oder Fernseher. Joachim Veitel hatte vor meiner Geburt im Jahr 1961 entschieden. Meiner Mutter war der häusliche Frieden wichtiger als diese damals noch eher spezielle Form der Unterhaltungselektronik. Ich selbst begriff früh, daß mein Vater mitunter recht mühsam sein konnte.

Und er war mir immer irgendwie fremd.

Nie wäre mir eingefallen, ihn mit seinem Vornamen Joachim anzureden. Ich mußte in den Jahren nach seinem Tod alle möglichen teilweise recht überspannten Figuren ausfragen, um meinen Vater kennenzulernen. Er sprach nicht über seine Gefühle und was er dachte war mir nicht geheuer. Obwohl ich sitzen blieb, wenn er seine Vorträge über das Wesen der Literatur als „Vergleichsmechanik“ hielt und über den „langweiligen Verweischarakter“ erzählender Texte klagte, hatte ich keine Ahnung von Lyrik, Prosa und Dramatik. Vater wollte „wahrhaftig“ schreiben, nichts durfte erfunden wirken, sondern mußte „welthaltig“ sein. Mutter sagte, daß sie seine Sorgen haben möchte und ging an ihre Hausarbeit, mein Bruder Horst stand auf und floh in sein Zimmer, wenn er loslegte. Nur ich saß da und hörte zu. Irgend etwas ließ mich sitzenbleiben.

Dabei hielt ich ihn irgendwie für einen Versager.

Die Väter meiner Freunde waren Journalisten, Techniker, in der Werbung und Unternehmer, einer war fast ein General, was mich in der Unterstufe beeindruckte. Meiner war Beamter, ein „kleiner Dorfgendarm“, wie er oft über sich sagte, mit dieser Mischung aus Bitterkeit und etwas, das ich Selbstironie nennen würde. Wie ich der Schriftsteller wurde, der er gerne gewesen wäre, ist mein Thema, meinem Vater ein Denkmal zu setzen, mein Thema. Ich werde von einer Welt ohne Mobiltelefone und Internet erzählen. Auf dem Land gab es die Gendarmerie in mausgrauem Dienstkleid, in den Städten die grüne Polizei. Das Fernsehen hörte kurz nach Mitternacht auf und die Menschen zahlten mit Schillingen. Vaters Ende als allwissender Erzähler zu be-

schreiben, sehe ich als den Beginn unserer Beziehung, die zu seinen Lebzeiten nicht möglich gewesen ist.

Vaters Geschichte beginnt mit meinem Austritt aus der Kirche, der sich in einem belauschten Telefongespräch ankündigte: „Am Freitag meldet dir Wurzer, daß er im Dienst erschossen worden ist, am Samstag die Kripo, daß er fremd gegangen ist und dabei einen Herzinfarkt hatte, und eine Woche später erzählt dir eine Verkäuferin im Supermarkt, daß sich so ein Pfaffe in der Sonntagsmesse von seiner Kanzel herunter entblödet hat, von gerechter Strafe für Ehebruch zu faseln. Das lasse ich mir sicher nicht bieten“, empörte sich meine Mutter im Vorzimmer.

Ich saß im Obergeschoß am Beginn der Treppe vor meinem Zimmer, hörte zu und etwas in ihrer Stimme gefiel mir nicht. Stieß mich ab. Da war ein Unterton, der weder zu ihr noch zu unserer Situation paßte. Neun Tage nach Vaters Begräbnis stürmte sie ins Pfarramt, wo man sie an die Kirchenbeitragsstelle im Magistrat der Bezirkshauptstadt verwies. Nach der Rückkehr vom Ausfüllen der entsprechenden Formulare meinte sie nur, daß mein Bruder und ich als Erwachsene jederzeit wieder römisch-katholisch werden könnten, wenn wir unbedingt wollten. Daran dachte ich keine Sekunde. Mutter wäre im übrigen schon am Montag nach der Predigt ausgetreten, doch weil Eltern und Schwiegermutter jammerten, daß man Vater ohne richtiges Begräbnis „wie einen Hund einscharren“ würde und sie dann kein Grab zum Beten auf dem Friedhof hätten, wartete sie. Und ich sah als 19jähriger in den Wochen nach Vaters Tod zum ersten Mal das wahre Gesicht des Volkes, in das ich am liebsten gekotzt hätte. Leider fehlte mir damals die zu dieser tätigen Verachtung nötige Kraft. Während meine Freunde sich in der Oberstufe geistig auf ihre Berufe einstellten, um mit praktisch verwertbaren Studien, Hausbau und Familiengründung zu jenen Erwachsenen zu werden, deren Leben ich insgeheim belächelte, begann meine Adoleszenz beim Anblick meines Vaters und einer Frau, die halbnackt auf ihm ritt.

*

Etwa zwei Jahre vor seinem Tod saß er in einer hell lauen Sommernacht auf seiner Dichterbank. Ein Notizblock lag neben ihm. Die Beine seiner Hose waren um die Knöchel gerollt, das Hemd bis an die Schultern hochgeschoben. Die Frau bewegte sich in einem heftigen Rhyth-

mus. Der nackte Oberkörper und ihr Gesicht waren im Mondschatten. Ich hatte die beiden von weitem gesehen und trotz Dunkelheit erkannt, daß dort mein Vater saß, so wie ich ihn schon oft auf dieser Bank sitzen gesehen hatte, wenn ich auf meinem Lauf durch den Wald in die Nachbarstadt hier vorbeigelaufen und nie stehen geblieben war, weil ich das Gefühl hatte, daß er gerne alleine dort saß, um nachzudenken und zu schreiben.

Bei diesem Nachlauf blieb ich stehen, ging in Deckung und sah aus sicherer Entfernung zu. Ich gestehe, daß ich dachte: *geil*, besser als *Kino* - das ist Vater! Natürlich war die auf ihm reitende Frau nicht meine Mutter. Katholisch erzogen, wußte ich: das hier war Ehebruch, Todsünde, während seine vor Gott ihm angetraute Gattin zu Hause alleine vor dem Fernseher saß und mit dem Abendessen auf ihn wartete - was mir imponierte und ich ihm nie zugetraut hätte. Bis zu dieser Nacht war Vater keiner, über den ich viel zu sagen gewußt hätte. Und zwei Wochen später stand sein Auto vor mir am linken Rand der Froststraße, als ich am Vormittag durch den Wald hinter unserem Haus lief. Ich blieb stehen. Hörte Schritte hinter mir und trat hinter einen Baum, als Vater aus einem Gebüsch kam, es sehr eilig hatte, seinen Hosenschlitz nicht zuknöpfte, sondern aus seiner Uniform in Alltagskleidung schlüpfte: Jeans, Kafka T-Shirt und Turnschuhe. Dann stieg er ein und fuhr ab, aber nur aus dem Wald in eine Straße am Stadtrand der Nachbarstadt. Er parkte zwischen alt noblen Bürgerhäusern am oberen Ende und verschwand in einem Haus weiter vorne. Die Dienstbesprechung in der Bezirkshauptstadt, mit der er in der Früh sein Fernbleiben vom Mittagstisch entschuldigte, fand hier sicher nicht statt. Ich wartete, absolvierte am Waldrand mit Blick auf Haus und Vaters Auto mehrere Zirkeltrainings. Gegen halb zwölf, nach fast zwei Stunden, öffnete sich das Tor: Er trat aus diesem Haus, tatsächlich nicht alleine, und endlich erblickte ich seine nächtliche Reiterin in voller Lebensgröße: Sie sah phantastisch aus. Rassig, schwarzhaarig, dabei eine Dame. Daß die zwei einander besser als flüchtig kannten, wurde durch die zwei freundschaftlichen Abschieds- Wangen-Küßchen betont. Ich dachte: Diese Frau paßt eigentlich nicht zu dir. Das ist eine Läuferin!

Eine Woche später, im Kulturzentrum bei der Präsentation der Anthologie, in die Gedichte Vaters aufgenommen worden waren, sah ich sie

wieder, die Herausgeberin des Buches: Natalie König. Unglaubliche 57 Jahre alt, eine beeindruckende Werkliste, wie ich auf der Umschlagklappe las. Ich wurde ihr voller Vaterstolz als der „Älteste“ vorgestellt. Sie roch sehr gut. Daß Vater mir von den „richtigen“ Kinofilmen, in denen sie mitgespielt hätte, vorschwärzte als würde er dadurch an Bedeutung gewinnen, war mir peinlich. Zwei Tage später schleppte der Französischprofessor seinen Cassettenrecorder in die Klasse und spielte begeistert immer wieder *Natalie* von Gilbert Becaud. Wir hatten die Aufgabe, den Text des Chansons beim Hören mitzuschreiben. Das Lied gefiel mir. Ich dachte natürlich sofort an diese Frau meines Vaters und nahm mir vor, bei der nächsten Gelegenheit mit ihm über sie zu reden und mir vorher einen ihrer Gedichtbände zu kaufen. Es gefiel mir, dieses Vatergeheimnis zu kennen. Daß er meine Mitwisserschaft nicht einmal ahnte, gab mir das Gefühl, ihm näher als sonst zu sein.

Mit Frau König verkehre ich im übrigen längst per Du und der Anrede mit Vornamen. Als Natalie mir mit bebender Stimme und Tränen in den Augen erzählte, was an diesem kalten Maitag geschah, schien mir die Lyrikerin vor allem von sich selbst ergriffen, auch wenn sie behauptete diese „letzte Wahrheit“ mit dem Lieblingssohn Tobias „teilen“ zu müsse; ich erklärte mir ihre Aufregung damit, daß so ein Tod mit einiger Peinlichkeit verbunden war. Sie war 15 Jahre älter als der 42jährig auf ihr verstorbene Liebhaber, wirkte wenig älter als meine 40jährige Mutter und auf den ersten Blick wie eine Frau, die nackt im Bett gerne die Füße hoch lagert, die aber auch nicht durchdreht, wenn passiert, was Joachim Veitel bestimmt war. Ehrlich gesagt hätte ich nichts dagegen gehabt, wenn Frau König mit ihren nackt duftenden Fußsohlen zu ihrer Abwechslung einmal mein Gesicht bedeckte, während ich auf ihr liege. Mein Projekt hätte im Bett mit dieser Frau wahrlich seine Vollendung gefunden.

Als alles begann, an jenem Tag im Mai, an dem Vater nicht vom Dienst nach Hause kam, war mein erster, von Hemingways gerade gelesenen Roman *Fiesta* angeregter Gedanke, daß er mit Natalie nach Paris abgehauen war. Tatsächlich traute ich ihm den Pariser Abgang aber nicht zu, auch wenn ich manchmal das Gefühl hatte, daß ihm der Polizeidienst und das nur von Mutter so genannte „eigene Heim“ samt dem genau in diese vier Wände passenden Leben zu klein erschien.

Mutter wirkte am ersten Abend seiner Abwesenheit nervös, ärgerte sich bei den Abendnachrichten über Politiker anstatt mich zu fragen, wie es mir beim Lernen für die Matura ging, was sie seit Monaten täglich tat. Sie fragte mehrmals meinen Bruder und mich, ob wir wüßten, wo unser „Erzeuger“ geblieben wäre, was sorglos heiter klingen sollte, aber sie verwendete nie so „witzige“ Worte, schon gar nicht wenn es um Vater ging. Kurz nach dem Abendessen sagte ich „Gute Nacht“, zog mich in mein Zimmer zurück und war mir sicher, daß sie etwas von der Königin in der Nachbarstadt wußte.

Und dann hörte ich sie schreien.

Das heißt, ich weiß bis heute nicht genau, wieviel ich in jener Nacht geträumt habe. Denn eigentlich träume ich nicht. Nie. Weiß natürlich, daß jeder Mensch träumt, ob er will oder nicht. Doch während andere am nächsten Tag ihre Träume als spannende Abwechslungen in ihrem Alltag erzählen und schlechte Schriftsteller, wenn sie in ihren Geschichten nicht weiterwissen, mit Träumen was auch immer vorantreiben, gibt es diesen verträumten Ausweg bei mir nicht, weil ich einfach nicht weiß, was in den Schlafstunden in meinem Kopf passiert ist und Traum-Erfindungen mir blöd erscheinen.

Die zweite Nacht nach dem Verschwinden meines Vaters ist eine legendäre Ausnahme, denn ich stand in einer heißen Sommernacht in einem Stadion inmitten von aufgeregten Menschen. Dann, endlich, gingen die Lichter aus. Ein Schrei aus 70 000 Kehlen. Die vier Musiker kamen raus und die ersten Riffs erklangen. Die Männer und ihre Instrumente waren weit weg, hoch oben, weit draußen. Wir sahen sie mit eigenen Augen, doch sie kamen aus einer anderen Welt, die wir nie betreten würden, denn die vier da oben waren Wächter, die uns fernhielten. Plötzlich lag der Sänger, der gerade noch an der Spitze über der Masse gestanden war, mit zertrümmert eingeschlagenem Schädel vor meinen Füßen. Um seinen Kopf Blut. Eine große Lache. Ich stand alleine da. Der einzige Mensch im Stadion. Über mir ein riesiges, stählernes Gerüst. Die Bühne. Der verrenkte Tote lag auf Beton. Im Stadion kein Rasen. Kein Licht. Stille.

Und da hörte ich von weitem Schreie.

Meine Mutter. Sie schien nicht alleine zu sein. Ich hielt meine Armbanduhr ins Mondlicht: Drei Uhr. Dann lag ich in der Finsternis meines Jugendzimmers. Gedämpft durch die Türen zur Küche, zum Vor-

zimmer, zu meinem Zimmer und durch die Ziegelmauern, aus denen unser Haus gebaut war, hörte ich meine Mutter mit jemand schreien und leise, verlegen Antworten einer männlich anmutenden Stimme. Ich zog die Decke über meinen Kopf. Dann ein Knall und in der Stille danach schlief ich ein.

Am nächsten Morgen behielt ich meine nächtliche Wahrnehmung für mich, Mutter wirkte nicht so, als ob ich mit ihr über so etwas reden könnte. Sie schien verstört, aber nicht bereit zu diskutieren, sondern dazu entschlossen dem Fremdgänger beim Ausziehen und Packen seiner Koffer zu helfen, was mich in meiner Vermutung hinsichtlich ihres Wissens um Frau König bestärkte. Am dritten Tag schlug ich vor, eine Vermisstenanzeige aufzugeben, aber sie sagte, daß Vaters Kollege Wurzer wohl der letzte sei, der ihr helfen könne, und da mußte ich ihr recht geben. Rückblickend wundert mich, daß ich mir keine Sorgen um meinen Vater machte, aber ich wußte ihn bei Natalie und hoffte, nicht in der Schule zu hocken, wenn er heimkam, die Begegnung zwischen ihm und Mutter, die ich mir als ziemlich heißes Match vorstellte, wollte ich auf keinen Fall versäumen. Außerdem hatte ich in diesen Tagen Sorgen, nach denen ich mich heute, 29 Jahre später, geradezu sehne - denn Maria war sehr schön.

Daß sie den Namen meiner Mutter hatte, gefiel mir nach einem Moment des Erschreckens. Sie fragte mich sechs Wochen vor Vaters Verschwinden eines Morgens auf dem Weg vom Bahnhof in das Real-Gymnasium der Bezirkshauptstadt, ob ich Handballspieler sei und jetzt so wie sie die Matura mache, sie sei gerade auf dem Weg in einen der Vorbereitungskurse, die zwischen schriftlichem und mündlichem Teil der Prüfung in ihrer Schule angeboten wurden.

Was für ein Glück!

Ich traf sie hier seit Wochen ohne zu wissen, wie ich sie anreden sollte und legte los: Ja. Ja. Handballer. Landesmeister, demnächst Staats-Meisterschaft, schriftliche Prüfungen bestanden, auch Mathematik, mein Schwachpunkt, auch ich ging gerade in einen Vorbereitungskurs. Wir trafen einander von diesem Tag an täglich, gingen ins Kino, spazierten hinaus aus der Stadt oder saßen am Fluß und lasen einander Gedichte von Rilke vor. Daneben trainierte ich täglich Handball, lernte für meine große Prüfung und dann, endlich, zehn Tage vor Vaters unentschuldigtem Fernbleiben von seinem Zuhause,

während Marias Eltern beim Heurigen saßen, hatten wir bei ihr auf der Couch des elterlichen Wohnzimmers getan, was seit sechs Wochen das unausgesprochene Thema unseres Zusammenseins war – wobei das eine der zwei Kondome, die ich seit Wochen immer in meiner Geldbörse dabei hatte, bei der Verwendung riß, worüber wir alles andere als befreit lachten. Sie war meine Zweite, ich ihr Vierter. Alles war sehr schön und wir fühlten uns beide vor allem erleichtert. Das zweite Kondom warf ich weg.

Nach vier Tagen des Wartens auf Vater, an einem Freitagmorgen gegen sieben Uhr läutete die Türglocke. Wir saßen in der Küche beim Frühstück. Auch für den Abgängigen war gedeckt, als rechnete Mutter mit ihm. Sie eilte ins Vorzimmer und wischte sich dabei ihre sauberen Hände in der Schürze ab. Ich folgte ihr. Wir sahen durch das gerippte Glas der Scheibe, daß ein zu Boden sehender Mann in Uniform geläutet hatte.

Sie riß die Tür auf.

Inspektor Wurzer stand mit gesenktem Kopf vor uns und hielt seine Mütze mit beiden Händen an den Unterleib gepreßt. Erschrocken starrte er Mutter an, hatte Tränen in den Augen und setzte die Mütze auf, als wollte er salutieren.

Mutter sagte nichts. Ich stand hinter ihr in der Vorzimmertür. Ein Kloß steckte in meinem Hals. Sie setzte sich auf die Garderobenbank neben der Tür und griff sich an die Stirn. Sah zuerst den Polizisten an und starrte dann auf die Plastikmatte am Boden hinter der Tür. Vor ihr lag die durch den Türschlitz geschobene Tageszeitung, um die sich immer Vater kümmerte.

Wurzer sagte: „Es tut mir leid.“

Horst kam nach. Er begann zu weinen, als er Mutter sitzen sah. Ich sah auf das abgewandte Gesicht meiner Mutter und den weinenden Bruder. Sie stand auf. Ich rat zu ihr und legte meinen Arm auf ihre Schultern, was sie zunächst nicht zu bemerken schien, bis sie sich mir zuwandte und mich an sich drückte.

Dann redeten vier Leute im Vorzimmer durcheinander. Er werde alles tun, um die Täter zu finden, Joachim sei nicht nur sein Kollege, sondern auch sein bester Freund gewesen, aber die Zahl der unaufgeklärten Verbrechen sei weit höher als die Bevölkerung wisse, sagte der Inspektor und sprach von Tätern, als wäre es selbstverständlich, daß

es mehr als einen gab. Mutter kam nicht auf die Idee, ihn ins Haus zu bitten. Als Wurzer sich nach fast einer Stunde verabschiedete, wirkte er erleichtert, als hätte er sich etwas von der Seele geredet. Mutter verriegelte die Tür, die sonst immer unversperrt war. Wir schwiegen an diesem Freitag. Als wäre alles gesagt. Niemand machte Licht im Haus. Ich dachte an den Mann der Frau aus der Nachbarstadt und fragte mich, ob dieser gehörnte Gatte meinen Vater erschossen hatte. Danach schlief ich schlecht. Zwei Tage später, am Sonntagmorgen, stand ich in der Küchentür. Mutter machte im Schlafmantel Kaffee, toastete Brot, stellte Butter und Marmelade auf den Tisch, in Zeitlu-pentempo, als erforderten diese Verrichtungen ihre gesamte Kraft und Konzentration. Ich hatte sie um sieben in die Küche kommen gehört und war aufgestanden, weil ich nicht wollte, daß sie alleine war. Irgendwann sah sie mich an und sagte: „Danke.“

Dann entschuldigte sie sich und ging ins Bad. Ich hörte die Dusche, den Föhn und nach einer halben Stunde kam sie zurück in die Küche. Sie sah so gut aus wie immer. Eine schöne Frau, aber seit Freitag ein anderer Mensch, dachte ich mir, als die Türglocke läutete. Mutter ging hinaus und kam mit zwei Männern zurück, die sich als Eugen Just und Tibor Wolkerstorfer von der Wiener Kriminalpolizei vorstellten. Sie sprachen ihr „Beileid“ aus, entschuldigten sich für die Störung der Sonntagsruhe und baten darum, uns ein paar Fragen stellen zu dürfen.

Ja. Kein Problem. Wir setzten uns an den Wohnzimmertisch.

Wolkerstorfer war groß, wirkte wie ein ehemaliger Spitzensportler, der 45 aber auch 60 Jahre alt sein konnte und mit legerer Eleganz gekleidet war. Sein Kollege Just trug die Jeansjacke zu einem Dreitagesbart und hatte etwas von einem Kriminalfilm-Bullen. Er räusperte sich, sah mich und Mutter an, fragte, ob sie nicht alleine - doch sie unterbrach ihn, betonte, daß sie vor mir keine Geheimnisse hätte.

„Die hatte ihr Mann vor Ihnen“, meinte Just, sah seinen Kollegen an, der nickte, als wäre er froh, daß der andere fragte: „Wußten Sie von einer außerehelichen Beziehung Ihres Mannes?“

„Ich habe etwas geahnt, aber wir hatten einander nichts vorzuwerfen.“ Sie sah nicht den Fragesteller, sonder mich an und sagte: „Ich wollte die Scheidung.“

Scheiße, dachte ich, stand da und fühlte mich in flagranti ertappt, als wäre ich der Ehebrecher. Sie schüttelte den Kopf und sah vor sich zu Boden, als wäre sie mit mir alleine im Raum. Ich bemerkte, daß die Kriminalisten einander zunickten und dann sagte Wolkerstorfer: „Ihr Mann wurde nicht erschossen.“

Ich starrte ihn an.

Mutter bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und senkte den Kopf. Wolkerstorfer fuhr fort, dabei um größte Amtlichkeit bemüht, daß laut Untersuchung der Gerichtsmedizin jemand der Leiche meines Vaters ein Loch in die Stirn geschossen hatte. „Todesursächlich“ war ein Herzinfarkt, erlitten bei einem unmittelbar vor dem Tod - äh, hm, der Mann wußte sichtlich nicht, wie er das der Ehefrau und dem Sohn sagen sollte und entschied sich für das mir bis dahin in diesem Zusammenhang unbekanntes Wort - „abgeführten“ Geschlechtsverkehr. Mit Natalie König, dachte ich. Meine Mutter blickte in die Runde, zeigte Trauer, schüttelte den Kopf und etwas wie Ärger war nicht zu übersehen. Ich sah meine Mutter an und hörte Wolkerstorfer berichten, daß der Todeszeitpunkt in der Mitte des Montagvormittags lag, der Fundort des toten Körpers war nicht der Todesort, wo der Tatort des Verbrechens „Leichenschändung“ liege, sei ungeklärt.

Ich fragte mich, was hier ermittelt wurde, war aber froh darüber, daß Inspektor Wurzer offenbar nicht in diese Geschichte eingebunden war, daß er die Wahrheit nicht zur Gänze kannte, konnte ich nur hoffen. Als hätte ich laut gedacht, sagte Just, daß sie mit ihrem Vorgesetzten telephonierte und den Auftrag bekommen hätten, zu klären, was da passiert war, ohne die Angelegenheit „unnötig in die Länge zu ziehen.“ Außerdem würden die gerade ausgeführten „Hintergründe“ vertraulich behandelt und wären nur den Betroffenen bekannt. Dann nahm er ein mit Photos gefülltes Kuvert aus seiner Jacke und legte Bilder vor uns auf den Tisch.

Ich starrte auf die Leiche meines Vaters.

Mutter sah weg.

Just legte ein Bild vor sie hin und fragte, ob sie als Ehefrau sich vorstellen könne, wo diese Uniform des Verstorbenen herkomme, sie wäre mindestens zwei Nummern zu groß, außerdem passe ihm das nicht gerade frisch gewaschene wirkende Dienstkleid, dem zwei Knöpfe fehlten „ganz grundsätzlich“ nicht, denn - er sah dabei um sich -

Frau Veitel sei offensichtlich ein Vorbild für jede Hausfrau. Mutter lächelte einen Augenblick, sah auf das Bild und schüttelte wortlos den Kopf.

Ich betrachtete meinen toten Vater. So vollkommen verlassen, dachte ich. Er lag da in dieser schmutzigen Uniform, die um ihn herum schlotterte und wirkte viel kleiner als er war. Frau König hat weder geschossen und ihm schon gar nicht diese Uniform angezogen, dachte ich, wem hätte es genützt, wenn ich ihren Namen und die Adresse ihres Schlafzimmers bekannt gegeben hätte? Ich sagte: „Niemand weiß etwas von einer Frau. Und auch nichts von dieser Uniform. Meinen Vater hat außer Lyrik nicht viel interessiert.“

Mutter sah mich an und nickte, als sagte sie Danke.

Wolkerstorfer fragte nach Feinden des Toten. Ich sagte, das Leben eines Gendarmen in dieser Kleinstadt böte kaum Gelegenheiten, sich welche zu machen, schon gar nicht solche, die mit einer Pistole auf eine Leiche schossen. Just fragte nach unserem Verhältnis Herrn Wurzer. Ich sagte, daß wir keines hätten, auch mein Vater hätte privat mit seinem Kollege keinen Kontakt gehabt, sondern in den Kreisen der lokalen Künstlerszene verkehrt, hier und in der naheliegenden Bezirkshauptmannschaft, auf Lesungen, Vernissagen und Konzerten. Ich weiß nicht, warum ich hier zum ersten Mal das Gefühl hatte, daß der Schuß in meinen toten Vater etwas bedeutete und sagte: „Wurzer hält Hansi Hinterseer für einen Künstler und die Rosamunde Pilcher Fernsehverfilmungen von für Filmkunst. Mein Vater hätte solchen Leuten am liebsten das Wahlrecht entzogen.“

Das Telephon im Vorzimmer läutete. Mutter eilte hinaus.

„Mit Recht“, sagte Wolkerstorfer. Ich sah ihn fragend an. Er grinste und sagte, als müsse er mir und Just erklären, was ihm da herausgerutscht war: „Ich meine Kunstgeschmack ist nicht Geschmackssache, sondern eine des Weltbildes.“

Wir sahen uns an, nickten uns wortlos zu, hörten wie Mutter einsilbig redete und beim Hereinkommen sagte, daß eine Freundin ihr gerade mitgeteilt hätte, daß man in der Nachbarstadt das Auto ihres Mannes gefunden hätte, Inspektor Wurzer wäre schon vor Ort. Die Kriminalisten erhoben sich, entschuldigten sich noch einmal und sagten, daß sie sich erlauben würden, falls nötig noch, uns einmal zu besuchen und

drückten uns beim Verabschieden ihre Visit-Karten in die Hand. Beim Gehen fragte mich Wolkerstorfer, ob ich Handball spielte?

„Ja. Woher ... ?“

Er sagte: „Ich habe Sie spielen gesehen. Auch meine Nichte hat mir von Ihnen erzählt. Viel Glück für die Staats-Meisterschaft.“

Ich stand da und sah den zwei Männern nach. Zum ersten Mal im Leben hatte mich ein Fremder erkannt. Und mit „Sie“ angedredet, als wäre das selbstverständlich. Bis zu diesem Augenblick war ich jemand, zu dem „Du“ gesagt wurde.